

KUNSTPAUSE

Eine Hexenjagd ist das nicht



MICHAEL HELBING unterscheidet „Fake News“ von Indizien und Belegen

Auf die verheerende Wirkung von Gerüchten spitzte er im vergangenen Sommer seine Inszenierung erklärtermaßen zu, die 2016 herauskam. Leitmotiv: „Was ‚Fake News‘ anrichten.“

Das Stück heißt „Hexenjagd“. Arthur Miller nutzte darin Hexenprozesse von 1692 als historische und hysterische Folie, um 1953 etwas über Schauprozesse unter McCarthy hier und Stalin dort zu erzählen. Die Aufführung in Bad Hersfeld war, was die Führung und das Zusammenspiel eines Ensembles betrifft, glänzend. Mehr als ein halbes Jahr später mag sie uns aber auch als vorsorgliche Augenwischerei erscheinen. Jedenfalls werfen dem Regisseur immer noch Wohlmeinende, insbesondere der Presse vor, eine Hexenjagd auf ihn zu betreiben. Es geht also um Dieter Wedel, der als Intendant den Bad Hersfelder Festspielen gut tat, Teilen seiner Ensembles womöglich aber nicht. „Die überhebliche Eitelkeit eines alternden Tyrannen“ attestiert ihm Schauspieler Paulus Manker, der Wedels Bad Hersfeld im Streit verließ.

Was sich da gleichsam vor westthüringischen Toren ereignete, setzte offenbar konsequent fort, was Wedel jahrzehntlang kultiviert hatte: der Fernsehregisseur als Tyrann. Dass ihn ein gewesener Intendant des ZDF einen Hexenmeister der Fernsehzählung nannte, liest sich dieser Tage so auch noch ganz anders.

Tyrannie aus künstlerischen Erwägungen ist hier auch ein Thema, über das zu reden ist. Das Problem ist ein anderes: Versuche und Vollzüge sexueller Missbrauchs junger Schauspielerinnen über Jahrzehnte hinweg. „Die Zeit“ hat das aufwendig recherchiert und ausführlich dokumentiert, ohne eine Kampagne daraus zu machen und Urteile zu fällen.

Diese Verdachtsberichterstattung ist das Gegenteil einer Hexenjagd. Sie basiert nicht auf Gerüchten und nicht auf alternativen Fakten, sondern auf ziemlich handfesten Indizien, Belegen und unabhängig voneinander getroffenen Einlassungen Betroffener und Augenzeugen. Das fügt sich dann doch zum hässlichen Bild eines Systems zusammen.

In dieses Bild passt auch, wie sich zwei Ex-Partnerinnen Wedels einließen. Der Regisseur habe es gar nicht nötig gehabt, eine Frau gegen ihren Willen ins Bett zu bekommen, sagten unisono Dagmar Berghoff und Ingrid Steeger. Was für ein dämliches Argument. Dass, auch in der Logik des Systems, sich ihm Frauen an den Hals warfen, weil er Macht hatte und Sex übrigens immer auch ein Machtspiel der Geschlechter ist, war gewiss so. Mit Macht zu spielen, ist aber etwas anderes, als sie zu missbrauchen. Und das eine schließt das andere überhaupt nicht aus.

Wedel hat Hersfeld verlassen – und uns bleibt sein „Karlos-Komplott“ nach Schiller erspart, das so klingt, wie sein Luther-Projekt war: ein Papiertiger. Dafür tritt im Sommer Peer Gynt auf, der Prototyp des Lügners und Schönredners.

Gestohlen, versteigert, zurückgekauft

Ein 1945 entwendeter Elfenbeinhumpen ist gestern nach Gotha zurückgekehrt – gegen Zahlung von wenigstens 331 000 Euro

VON MIRKO KRÜGER

Gotha. Kann ein Humpen, der vor rund 300 Jahren aus Elfenbein geschnitten worden ist, tatsächlich mehr als 330 000 Euro wert sein? Und: Würde aus ihm je Bier getrunken?

Gestern, im Schloss Friedenstein. Kunstexperten versammeln sich und Mäzene, eine Staatssekretärin gesellt sich dazu, Journalisten sind zugegen. Die wahren Stars räkeln sich unterdessen in einem Garten der Lüste. Halbnaakte Frauen und Männer umschlingen sich. Sie schlürfen Wein. Sie raunen sich Obszönitäten ins Ohr. Und über allem wacht der Hohepriester Aaron. So jedenfalls hat es der Schnitzer dargestellt.

Vermutlich im Jahre 1689 gelangte das in Gold und Silber gefasste Trinkgefäß in den Besitz des damaligen Gothaer Herzogs. Gestern nun kehrte das Stück nach Gotha zurück. Damit endete eine Odyssee, die mit dem Raub des Kunstwerks in den Nachkriegswirren begann. Sieben Jahrzehnte lang fehlte jede Spur.

Dann aber tauchte der Humpen 2015 in einem Heidelberger Auktionshaus auf. Kaum hatte die Gothaer Stiftung Schloss Friedenstein davon erfahren, schaltete sie die Staatsanwaltschaft ein. Hausdurchsuchungen beim Kunsthändler und beim Einlieferer folgten.

Die Staatsanwälte hatten keinerlei Handhabe

Doch schon bald mussten die Behörden feststellen: Der Anspruch der Gothaer Stiftung auf Herausgabe ihres Eigentums war schlichtweg verjährt. Diese Ansprüche erlöschen 30 Jahre nach dem Abhandlungskommen. So will es das Bürgerliche Gesetzbuch. Besitz und Eigentum fallen ab dann auseinander.

Den Eigentümern bleibt in solchen Fällen oft nur der Verzicht, eventuell auch der Rückkauf der ihnen gehörenden Stücke. Die gezahlten Summen werden dann gern als Aufwandschädigung deklariert.

Genau dies ist nun passiert. Gotha hat den im letzten Jahr tatsächlich versteigerten Humpen mit Hilfe öffentlicher und privater Geldgeber erworben – für den Auktionspreis von 331 000 Euro plus einem nicht näher benannten Aufgeld.

„Jeder Cent ist gerechtfertigt“, sagte gestern Martin Hoernes von der Ernst von Siemens Kunststiftung. Sie hat den Rückkauf maßgeblich unterstützt. Dennoch äußerte Hoernes zugleich Zweifel an der Vorgehensweise der Stiftung. Statt Staatsanwälte loszuschicken wäre sie besser beraten gewesen, eine Verhandlungslösung anzustreben.

Das sieht auch Stephanie Tasch so, Vertreterin der Kunststiftung der Länder, welche ebenfalls den Rückkauf unterstützt hat. „Die Situation hätte anders geklärt werden können und müssen“, sagte sie unserer Zeitung. Ihre Kritik richtete sich zugleich an das Heidelberger Auktionshaus, welches die Gelegenheit verpasst habe, als Mediator tätig zu werden. „In Großbritannien wäre dies so nicht passiert“, sagt Tasch. „Dort ha-



Wieder in Gotha: Die Thüringer Staatssekretärin Babette Winter (links) und Stephanie Tasch von der Kulturstiftung der Länder betrachteten gestern den Elfenbeinhumpen. Er ist ab sofort in der Kunststiftung im Gothaer Schloss Friedenstein ausgestellt. Foto: Martin Schutt, dpa

Der spektakulärste Kunstraub aus DDR-Zeiten ist noch nicht aufgeklärt

1979 stiegen Diebe durch ein ungesichertes Fenster ins Gothaer Schloss Friedenstein ein. Sie raubten fünf Gemälde – vier niederländische und flämische Meister sowie ein Werk von Hans Holbein.

Ihr damaliger Schätzwert lag bei 4 bis 5 Millionen D-Mark. Heute sind sie vermutlich 50 Millionen Euro wert.

Von Dieben aus dem damaligen Westen geht immer mal wieder die Rede oder auch von einem Auftragsklau im Namen der Firma Kommerzielle Koordinierung. Die sogenannte Koko war von der DDR eigens zur Beschaffung von Devisen gegründet worden. Der



Auch dieses Gemälde von Anthonys van Dyck wurde in Gotha gestohlen.

Verkauf musealer Kunstwerken gehörte zu den Koko-Aufgaben. Tatsächlich fanden sich bis heute keinerlei verwertbare Hinweise auf eine Tatbeteiligung der Koko.

Seit 2009 ist der Raub in jeder Beziehung verjährt; insbesondere gilt dies für den Herausgabe-Anspruch der Gothaer. Im Umfeld dieses symbolischen Datums keimte kurzzeitig Hoffnung auf eine Heimkehr der Gemälde auf.

Sollten die Bilder wieder auftauchen, gibt es vermutlich kein sofortiges Zurück. Gotha müsste sie den jetzigen Besitzern abkaufen oder sie abfinden. Hohe Millionenbeträge sind denkbar.

ben die Auktionshäuser ein ganz anderes Selbstverständnis.“ Das Klären der Herkunft eines Kunstwerkes und eventueller Besitzansprüche habe oberste Priorität.

Tatsächlich gibt es genau dafür ein mit Gotha verbundenes Beispiel. Vor sieben Jahren wurden zwei hier 1945/46 gestohlene Majolika-Schälchen dem Auktionshaus Christie's angeboten. Die Londoner glichen die Keramik routinemäßig mit Verlust-Datenbanken ab und stießen auf die wahren Eigentümer. Da nach britischem Recht ein Kunstraub nicht verjährt, erklärte sich der Anbieter bereit, die Majoliken entschädigungslos zurückzugeben.

In diesen internationalen Datenbanken war auch der Gothaer Elfenbeinhumpen gelistet. Davon wusste auch der Auktionator, wie er bereits im vergangenen Jahr auf Nachfrage der TA bestätigt hat. Doch die zwischenzeitlichen Besitzer konnten sich auf „eine eigenartige Form des deutschen Rechts berufen“, sagt Gothas Stiftungsdirektor Martin Eberle.

Kulturstatssekretärin kennt Gesetzesinitiative nicht

Eine Änderung der Gesetzeslage hält Thüringens Kulturstatssekretärin Babette Winter für wenig wahrscheinlich. Dafür müsste eigens das Bürgerliche Gesetzbuch überarbeitet werden. Allerdings räumte Winter gestern auf Anfrage der TA ein, von einer entsprechenden Gesetzesinitiative des Freistaats Bayern nichts zu wissen.

Wie auch immer: Auch das Land Thüringen beteiligt sich am Rückkauf des Humpens – ebenso wie ein Ehepaar, das anlässlich seiner goldenen Hochzeit für den Humpen gespendet hat.

Der Elfenbeinhumpen hatte sich bis zuletzt in den Händen der Enkel eines Erfurter Antiquitätenhändlers befunden. Er hatte den Krug sowie etliche weitere Kunstgegenstände 1948 dem Dieb, einem im Schloss tätigen Bibliothekar, abgekauft. Befragte kann man keinen der beiden. Sie sind tot. Noch dazu ist der Fall in jeder Beziehung verjährt. Der Diebstahl ist es, die eventuelle Hehlerei ist es, vor allem aber gilt dies für den Herausgabe-Anspruch der Gothaer.

Die Vermutung sei groß, so hieß es gestern im Schloss Friedenstein, dass die in Bayern lebenden Enkel weiterhin in Gotha gestohlene Kunstschatze besitzen. Stephanie Tasch und Martin Hoernes appellierten daher an die Stiftung, einen einvernehmlichen Weg zu beschreiten, der zu einem „eleganten Ende“ führt.

Übrigens sei Bier vermutlich nie aus dem Humpen getrunken worden, erklärte gestern Stiftungsdirektor Eberle. Dafür sei das Gefäß schon immer viel zu kostbar gewesen.

► Dieser und weitere Fälle von Kunstraub werden im Buch „Thüringen. Die Kriminalakte“ ausführlich erzählt. Es erschien in der Thüringen-Bibliothek unserer Zeitung und kostet 16,95 Euro. Erhältlich ist es in Pressenhäusern sowie im Buchhandel.

Ein neuer Blick auf Peter Paul Rubens

Eine Ausstellung im Frankfurter Städel-Museum untersucht die künstlerischen Vorbilder des Malers von der Antike an



Ein Besucher steht bei der Vorbesichtigung der Schau hinter einer antiken römischen Statue der „Kauernden Venus“ und vor dem Rubens-Gemälde „Venus um Adonis trauernd“. Foto: F. Rumpfenhorst, dpa

VON THOMAS MAIER

Frankfurt/Main. Sein Markenzeichen sind üppige Frauen und kraftvolle Männer, zugleich geht es auf seinen großformatigen farbenfrohen Bildern immer dramatisch zu. Peter Paul Rubens (1577–1640) steht wie kein anderer Maler für die europäische Barockkunst und ihre Fleischlust. Mit seiner Werkstatt im flämischen Antwerpen hat er im großen Stil den damaligen Kunstmarkt bedient und damit auch den Geschmack bestimmt.

Das Frankfurter Städel geht nun von diesem Donnerstag an bis zum 21. Mai unter dem Titel „Rubens. Die Kraft der Verwandlung“ in einer großen Ausstellung den Einflüssen gerecht. Das Städel-Museum zeigt, wie der Maler Rubens die italienische Renaissance, etwa Tizian oder Tintoretto. Sie lieferten Vorlagen für die Abbildung nackter Haut, bei denen sich Rubens mythologischer oder biblischer Sujets bediente.

Der Maler, der einer sehr reichen Patrizierfamilie entstammte und später sogar als Diplomat für die spanische Habsburger tätig war, kam mit 23 Jahren nach Rom. Dort und in anderen Städten studierte er acht Jahre lang die italienische Kunst. Später kam er auch mit den auf visuelle Überwältigung setzenden Gemälden Caravaggios in Berührung.

In Italien hatte er auch eine antike Skulptur einer kauernden Venus gesehen, die ihn später zu Gemälden wie die frierende Liebesgöttin („Venus frigida“) oder die um ihren toten Geliebten Adonis trauernde Venus motivierten.

Diesen Prozess der künstlerischen Aneignung will die Schau, die neben Gemälden auch viele Skulpturen und Zeichnungen zeigt, nachvollziehbar machen. Statt der x-ten konventionellen Rubens-Ausstellung möchte das Städel einen frischen Blick auf Rubens werfen.

Als Zeichner hat Rubens die Vorläufer aus der italienischen Renaissance kopiert und dann in seinen Werken neu interpretiert. Zugleich dienten sie als Anleitung für die Ausbildung in seiner großen Werkstatt. Rubens studierte aber auch die spätere Malerei, Zeichenkunst und Druckgrafik nördlich der Alpen. Die Ausstellung setzt ihn in Zusammenhang mit dem in Frankfurt gebürtigen Barockmaler Adam Elsheimer oder dem niederländischen Manieristen Hendrick Goltzius. Bei der Ausstellung hat das Museum aus der Not

eine Tugend gemacht. Da man selbst praktisch kaum Rubens-Werke besitzt, hat Städel-Kurator Jochen Sander für sein Konzept das Kunsthistorische Museum Wien gewonnen. Die einstige Gemäldekammer der Habsburger – dort war die Ausstellung bereits zu sehen – quillt über von Rubens-Werken, die an den europäischen Höfen sehr geschätzt waren.

Das Ausstellungskonzept scheint auch andere große Museen überzeugt zu haben. Wertvolle Leihgaben, die heute nur noch ungenutzt auf Reisen geschickt werden, kommen aus der Eremitage oder dem Getty-Museum. Ein bisschen geht es den Ausstellungsmachern wohl auch darum, mit der Schau Rubens zu rehabilitieren. Dessen Image hat angesichts der Flut der Bilder, die seine Werkstatt einst produzierte, in den vergangenen Jahren gelitten. (dpa)